

Exposé

Haus 3

Keine Gesellschaftskritik



Leseprobe

Haus 3: Keine Gesellschaftskritik

Kapitel 1

„Legalize it!“ Billy Bonbons Finger trommeln im Takt des Kiffersongs von Peter Tosh auf das Lenkrad ihres alterssprechend klappernden Mini Cabriolets. Die warme Frühsommerbrise treibt ihren schrägen, etwas zu kehligen Singsang und den relaxten jamaikanischen Sound über glühende Rapsfelder am Rande der glitzernden Ostsee: „Don't criticize it, and I will advertise it.“ Dabei klopf sie sich auf die Brust, ihr oranges T-Shirt mit dem alten Spruch: why drink and drive, if you can smoke and fly. Sie liebt beschriftete und bebilderte Shirts.

Die Pappeln rauschen als Palmen an ihr vorbei und der Wagen ächzt etwas müde, als er über eine Kuppe auf der Landstraße fliegt.

„Komm alte Missy, das schaffen wir!“ Dabei streicht Billy aufmunternd über das ergraute und rauhe Armaturenbrett ihres Wagens Missy. „Ist nicht mehr so weit, dann sind wir da.“, motiviert sie sich selbst. Eigentlich ist Billy Bonbon mit 35 zu alt, um ihrem Auto einen Namen zu geben und mit ihm zu reden. Aber Missy und Billy sind seit siebzehn Jahren ein Team. Billy hatte das orange Mini Cabriolet zu ihrem 18. Geburtstag bekommen und war wie bei einem „Best Buddy“ an ihr hingengeblieben. Sie drückt am alten Radio, um auf der CD den richtigen Track zu finden. Die CD hat sie extra für die Fahrt zum Schloss zusammengestellt und gebrannt. Die Selbstgespräche mit Missy stammen aus besseren Tagen - wenn auch weniger verrückten.

Das Loslassen von allem Anderen war mit der Krankheit gekommen - eine neue innere Freiheit.

„Du weißt ja, dass wir statt in den Urlaub nach Schloss Schönbye müssen.“, ermuntert sie mehr sich selbst und tritt dabei das Gaspedal durch. Bei Missys Höchstleistung von 120 Stundenkilometern vibriert das Lenkrad im Takt mit Bob Marleys Beat und Billys Stimme: „Won't you help to sing... These songs of freedom? 'Cause all I ever have. Redemption songs ...“ Sie dreht den Rückspiegel zu sich und betrachtet sich beim Singen. Ihre Glatze lässt ihre eisblauen Augen riesig aufblitzen und sie streicht sich über den nackten Schädel „Das könnte echt mein Style werden, und suchen wir nicht alle Erlösung?“ Billy fingert an der ehemaligen Minzdose auf dem Beifah-

tersitz und bekommt sie einhändig nicht geöffnet. „Es ist Zeit für eine Pause und etwas Medizin, old Missy. Wir suchen uns jetzt ein lauschiges Plätzchen. Weiß du, ob wir richtig sind? Google hat uns jetzt schon ziemlich oft aufgefordert zu wenden. Aber egal - ich kann mich einfach nicht vom Meer losreißen.“

Rechts taucht ein Parkplatz auf. Billy geht voll in die Eisen und da Missy frei von modernster Technik ist, fängt der Wagen an zu rutschen. Routiniert lenkt Billy und bringt den Wagen in einer großen Sandwolke zum Stehen. Sie dreht das Radio bis zum Anschlag auf, öffnet die Minzdose und saugt den Geruch ihrer verordneten Medizin ein. Genüsslich führt sie eine selbstgedrehte Zigarette entlang der Nase und atmet tief ein. Gleich werden die Schmerzen und das Jucken in den Beinen besser. Der Parkplatz ist leer und keine Menschenseele ist zu sehen. Jetzt ist sie sich sicher, dass sie sich verfahren hat. Egal, alles zu seiner Zeit und jetzt ist „me-time“, denkt sie und sucht wieder nach einem bestimmten Song auf der CD.

Die Vibrationen der lauten Musik erfassen Missy, während Billy betet: „Kiffer unser, der du bist in Jamaika, geraucht werde dein Joint, dein Hash komme, dein Flash geschehe, wie in der Bong so auch in der Tüte. Unser tägliches Gras gib uns heute und schenke uns Erlösung, wie wir auch unsere Medizin preisen und erlöse uns von den Strafen, denn dein ist die Reggae Musik und das Weed und Seligkeit in Ewigkeit. Peace!“ Sie findet diese Abwandlung einfach lustig und Reggae Musik liebt sie seit ihrer Kindheit. Billy kann es einfach nicht nachvollziehen, dass Deutschland sich mit medizinischem Cannabis so schwer tut.

Dann entfacht sie einen Streichholz am rauen Armaturenbrett. Beim Anzünden schließt sie die Augen und atmet tief ein. Vor einem Jahr hatte sie nicht geglaubt,



dass sie heute hier sitzen würde.

[...]

„Au! Scheiße!“ Billy lässt den Joint fallen, der ihr gerade die Finger verbrannt hat. Er rollt in den Fußraum unter dem Steuer. „Scheiße!“ Sie schluckt den Kloß im Hals hinunter und ihre Hand zittert, als sie nach der Kippe fingert. Es nervt sie, dass sie manche Erinnerungen immer wieder überfallen - wie Gewohnheitsverbrecher schleichen sie im Schatten ihrer Gedanken umher und treten hinterrücks auf ihren Emotionen herum. Gereizt wirft sie den glimmenden Filter auf den Schotterparkplatz, dreht das Radio bis jenseits des Anschlags auf, so dass die geschlossenen Fenster sich fast aus ihrer porösen Verankerung reißen. So gelangt sie wieder ins Hier und Jetzt.

[...]

Vor fremden Blicken nur durch die offene Autotür geschützt, zieht sie schnell ihren neuen Badeanzug aus dem Sanitätshaus an. Als sie ihr medizinisches „Quetschleibchen“ auszieht, sieht sie, dass ihre Brüste aussehen wie eine vulkanische Kraterlandschaft in Hautton gefärbt. Sofort drängt sich ihr diese bescheuerte Karte mit dem Spruch vom kleinen Prinzen Saint-Exupérys auf: „Das Wesentliche ist für das Auge unsichtbar“, die Billy von einem, ach so sensibel wirkend wollenden, Menschen zur Mastektomie bekommen hatte. Mit einem Edding hatte Billy die Karte um „aber das Auge isst immer mit“ ergänzt.

„In Zeiten der Selbstoptimierung und Selbstdarstellung sind solche Zitate pure Heuchelei“, denkt Billy. Meinten die Absender solcher Belehrungen, dass es so leicht ist, ein Stück vom eigenen Körper zu verlieren und es durch das Unsichtbare, ach so tugendvolle zu ersetzen und trotzdem jeden Tag durch Schmerzen oder Spannungsgefühl in der Haut erinnert zu werden? Billy weiß, dass sie nicht zu dieser Sorte Übermensch gehört. Wehmütig denkt sie an ihre ehemaligen Brüste in ihrem alten Lieblingsbikini, aber seit der Mastektomie hat sie nun mal Silikonbrüste und diese brauchen besonders geschnittene Badeanzüge. Also landete der Bikini im Müll. Billy hat sich für Pragmatismus entschieden. Aus und vorbei. Forever! Das hat mit Tugend genauso viel zu tun wie die „Frauen ohne Mann sind wie Fische ohne Fahrrad“

[...]

Dank der Empfindungsstörungen in den Füßen durch die Krebstherapie kann sie die stechenden Steinchen am Meeressaum nicht spüren. „Hat auch Vorteile, wenn die Nerven in den Füßen tot sind“, denkt sie, als sie ins Wasser rennt. Sie lässt sich rückwärts in die Ostsee fallen.

Jede Pore ihrer Haut zieht sich zusammen und ihr bleibt die Luft weg, als die Wellen über ihrem Kopf zusammenschlagen und ihr Rücken den Boden berührt. Wie ein Delphin springt sie nach oben und versucht sich um ihre eigene Achse zu drehen. Sie fühlt Leben durch ihren Körper strömen. Ihre Zähne klappern bei 14 Grad Wassertemperatur aufeinander und sie denkt, „Geil! Ich bin noch da! Ich kann wieder baden.“ Die Kälte treibt Billy schnell wieder aus dem Meer. Sie geht den Weg zurück und fällt nass zitternd auf den Fahrersitz und zündet sich einen Joint an. „Dieser ist für dich, Doc Müller. Danke für mein Leben.“ Sie atmet tief ein und ganz langsam wieder aus.

[...]

[Sie erinnert sich an den Tag der Diagnose...]

„Wie sage ich es ihm bloß? Ich will das nicht. Also bleibe ich hier sitzen und warte bis es vorbei ist.“, flüsterte sie dem Pflaster entgegen. Doch ihre Tränen erzählten bereits eine andere Geschichte, als sich der Abend über sie senkte und die Zeit gnadenlos voran schritt.

„Endlich habe ich dich gefunden, mein Schatz!“ Bens Erleichterung riss Billy aus ihrer inneren Trance.

„Was?“ Sie war von der Dunkelheit überrascht. Ein kalter Herbstwind streifte ihr Gesicht und ließ sie frösteln.

Ben kniete sich vor sie auf den Boden, faltete seine 1,98m wie eine Ziehharmonika zusammen und strich durch ihr langes blondes Haar, das wie ein Mantel über ihren Oberkörper fiel. Für ihn waren dies die weichsten und schönsten Haare, die er jemals berührt hatte. So wie ihre Haut. So wie sie. Sie war einfach seine Billy. „Wo warst du?“

„Die ganze Zeit hier. Aber was ist schon Zeit?“ Sie hob den Kopf, nahm Bens Gesicht in ihre Hände, küsste ihn sanft und blickte ihm in die Augen. Die Tränen konnte sie nicht aufhalten. Egal, wie sehr sie es versuchte.

„Kannst du mich auch noch mit Glatze lieben?“, platze es aus Billy heraus.

„Wie? Willst du einen neuen Look und sitzt deshalb hier draußen?“ Ben strich sich unsicher über seinen Bart und schluckte schwer, seine braunen Augen beobachteten sie genau.



„Vielleicht.“ Billy machte eine Pause. Sie wusste nicht, wie sie die nächsten Worte über die Lippen kriegen sollte.

„Aber deshalb bist du nicht so traurig, oder?“ Ben nahm sie in den Arm. „Was ist denn wirklich los?“

„Er ist wieder da.“, flüsterte Billy in seinen Bart.

„Wer? Hitler?“ Ben tat verblüfft und hielt sie noch fester. Sie spürte, dass er sie genau verstanden hatte. Doch er wollte es von ihr selbst hören.

„Nein. Der Krebs.“ Puh. Die erste Hürde auf einem langen Lauf hatte Billy genommen.

„Ich weiß. Hitler wäre schlimmer. So müssen wir nur einen bekämpfen.“ Ben löste die Umarmung und schaute Billy fest an. „Und ja. Ich werde dich mit Glatze noch mehr lieben. Ich lasse dich nie wieder los. Wir schaffen das.“ Er setzte sich zu ihr auf die Stufen. Die Sterne bewachten Billys Ängste. Bens Wärme gab ihr Zuversicht.

„Es ist so unfair. Wir kennen uns erst so kurz und jetzt so was.“ Billy fröstelte.

[...]

Mit dem nassen Handtuch sperrt sie nun die Flashbacks in Missys Kofferraum ein. Langsam geht sie um das Auto herum und sammelt ihre Kippenstummel ein. Statt Google Maps neu zu starten, nimmt sie eine alte Schleswig-Holstein Karte aus dem Handschuhfach. Nach mehrfachem Drehen der Straßenkarte findet sie ihre Position und den Weg zum Schloss.

„Schau Missy, wir sind nur zwei Kilometer vom Schloss entfernt. Da wir die „Eincheckzeiten“ - dabei malt sie Anführungszeichen in die Luft - „sowieso verpasst haben, müssen wir uns nicht mehr so sehr beeilen.“ Eigentlich ist es nicht Billys Art viel zu spät zu kommen, aber plötzlich erscheinen ihr zwei Kilometer sehr weit. Der Weg zum Strand und das eisige Bad haben sie hundemüde gemacht. Erschöpft legt sie ihren Kopf an die Kopfstütze und zieht sich die Jacke enger um den Körper. „Meine Knochen tun weh und ich fühle mich wie achtzig“ nuschelt Billy vor sich hin. Die Spannung der neuen großen OP-Narben bringt ihren halben Oberkörper zum Brennen. Sie hatte die Wundfläche nach der Mastektomie vor sechs Wochen errechnet.

Es ist knapp ein halber Quadratmeter - Heilungsdauer ein bis drei Jahre, also zwölf bis sechsunddreißig Monate oder zweiundfünfzig bis hundertsechundsechzig Wochen oder 365 bis zu über 1000 Tagen. Also ist es logisch, dass es sich nach sechs Wochen immer noch anfühlt wie Hackfleisch in einer zu engen Würstpelle.

Billy blickt an sich herunter - Gefühl hat sie keins mehr in der Region, zu viele Nerven wurden bei der OP durch-

trennt. Sie sieht, dass sich ein Implantat mal wieder leicht verschoben hat.

„Ach du scheiße. Jetzt sieht es ja aus wie ein verunglückter Mettigel.“ Sie rückt es optisch zurecht - fühlen kann sie es nicht. „Gibt es so etwas wie Phantomphantasien? Ähnlich wie Phantomschmerz?“, denkt sie laut. Sie vermisst ihre alten, eigenen Möpfe und deren erogenes Dasein: „Da kann ein strammer Mettigel einfach nicht mithalten. Es nützt ja nix. Mit doppelt X.“ Billy startet den Wagen und fährt schwungvoll mit Staubwolke zur Straße. Das macht sie immer, wenn sie die Erschöpfungserscheinungen der Krebstherapie einholen. Nein. Für Billy sind es keine „Erscheinungen“, sondern eher ein langwährender Zustand. Um sich abzulenken, quatscht sie weiter. „Ich verstehe nicht, warum Heidi Klum sich freiwillig große Hans-und-Franz-Titten machen lassen hat. Wer hängt schon freiwillig die Erregbarkeit dieser erotischen Zone an den Nagel, naja Skalpell.“ Sie tritt das Gaspedal durch und sieht in der Ferne den Turm des Schlosses Schönbye. Sie fährt auf den Parkplatz, der für Patienten reserviert ist.

2. Kapitel

Ludwig Helmut Schmidt sitzt wie ein Schlossherr, alias englischer Lord, vor der Rehaklinik für Onkologie Schloss Schönbye. Das braun karierte Hemd mit entsprechender Wollweste, Bundfaltenhose und passender Golfmütze - aus dem online Katalog des British Shop - runden diese selbstgewählte, heimliche Rolle des Deutschlehrers ab, der auf seinen beruflichen Titel, Herr Oberstudienrat Schmidt, Wert legt und besteht. Genau wie auf das Verwenden seiner zwei Vornamen. Mit der linken Hand streicht er sich über seine frisch gestutzten, braungrau melierten schütternden Haare und atmet tief aus, als er sich mit dem Rücken an die Parkbank lehnt. Die gewünschte Entspannung tritt jedoch nicht ein.

Unruhig scannen seine Augen die Leute, die scharenweise ihr schweres Gepäck den geschwungenen Weg gen Schlosseingang zerren. Heute ist Anreisetag. Er weiß selbst nicht, wonach er sucht. Es ist eine liebgewonnene Gewohnheit beim Alleinreisen geworden.



Ludwig Helmut gehört ebenfalls zu den Neuen. Im Gegensatz zu den, in der Nachmittagssonne ihr Gepäck und Leben schleppenden Neuankömmlingen, ist er als pünktlicher Mensch, der sich an Ankunftsanweisungen hält, schon mehrere Stunden dort.

Über so viel Unvermögen schüttelt er den Kopf und murmelt: „Warum verstehen die Leute nicht, dass eine Gesellschaft nur unzulänglich funktioniert, wenn jeder seine eigenen Regeln macht?“

Nach dreißig Jahren im Schuldienst weiß er, das Gelingen im Klassenzimmer Ordnung und Disziplin voraussetzen. Manchmal trauert er seinem altachtundsechziger Junglehrerdasein etwas verbittert hinterher, wo er bei Versammlungen Freddy gerufen worden war.

Zum Zeitvertreib widmet er sich wieder der Beobachtung der Ankommenden. Er schaltet den ruhigen Jazz, der aus seinen Bluetooth Lautsprechern von Bose (auf Qualität legt er einfach wert) per Handy auf ein Minimum, sodass er Gesprächsfetzen besser hört. So will er gedankliche Steckbriefe über die anderen Neuen anfertigen.

„Boah - sieht ja voll alt aus!“ Bei dem Wort „alt“ zuckt Ludwig Helmut zusammen. Er fühlt sich von der schwarzhaarigen Frau, die ihren Koffer an ihm vorbei zieht, angesprochen. Die Verletzung seiner Eitelkeit treibt ihm unbewusst die Schamröte ins Gesicht. Ludwig Helmut atmet erleichtert auf, als er sieht, dass die grell und gewöhnlich gekleidete, südländische Frau auf das Schloss zeigt und nicht auf ihn.

Ayşe tippt eine Zahlenreihe in die Luft: „Ich zähle zwölf Fenster pro Seite neben dem Backsteinturm mit dem grünen Kupferdach! Ob unsere Zimmer im Schloss sind? Dann wünsche ich mir das Turmzimmer. In sowas wollte ich schon immer mal wohnen.“

„Meinste, du kannst dir dat aussuchen? Nach welchem Traum lebst du denn? Ich glob, das ist eher für die Reichen. Als AOK-Patient gehst du nach dem Kerker mit Bett aus Stroh.“ Kontert die grell und billig gekleidete Uta realistisch. Ludwig Helmut sieht ihr den Verschleiß durch Jahrzehnte langer körperlicher Arbeit an: Ein erbitterter Zug um ihren Mund erzählt, dass sie sich vom Leben betrogen fühlt. Ihr desillusionierter Ausdruck, der krumme Rücken und Übergewicht durch schlechte Ernährung.

„Wir dürfen wahrscheinlich auch nur die zweite Reihe von die Strandkörbe benutzen.“ Sie zeigt auf die Reihen der weißblauen Strandkörbe, die die großzügige Uferwiese vor dem kleinen See mit Fontaine säumen.

Wieder fühlt sich Ludwig Helmut ertappt und bekommt neben Sodbrennen jetzt auch noch einen Satz heißer Ohren. Sein verstaubtes sozialdemokratisches Ich schämt sich für sein luxuriöses Apartment im Schloss, welches ihm als Privatpatient zusteht. Die Kassenpatienten wohnen in einem Zweckbau der 1960iger Jahre hinter dem Schloss.

Ihr Sprachgebrauch signalisiert ihm, dass die Kategorie „Dame“ auf keinen Fall auf die offensichtliche Migrantin und ihre Begleitung zutrifft. Ihn stört die Zuwanderung nicht so sehr, wie die Verrohung seiner Muttersprache durch diese globalen Wanderströme.

Er weiß aus eigener Erfahrung, dass man seine Heimat nur schweren Herzens verlässt. Deshalb ist er ein alteingesessener Bremer geblieben.

„Ayşe. Ich glaub ich krieg n Kind! Ein echtes Schloss. Geil!“, Uta Frers, die zweite im Bunde, lässt ihren billig aussehenden Rollkoffer los, der ein paar Meter den Weg zurück rollt. Bei so viel Naivität schmunzelt Ludwig Helmut in sich hinein, sagt aber nichts. Er schätzt Uta auf Mitte fünfzig.

„Jau! Voll krass!“ Die Mittdreißigerin, Ayşe, bleibt stehen und stemmt ihre Hände auf ihre zarten Hüften. Ludwig Helmut erkennt an den gepflegten, etwas trockenen Händen mit kurz gehaltenen Fingernägeln, dass Ayşe vermutlich im Gesundheitssektor tätig ist.

„Ich werde jetzt Schlossdame!“ Ayşe lacht ihre neue Parkplatzbekanntschaft Uta an und umarmt das Schloss aus rotem Backstein mit dem imposanten Turm vor ihr.

Uta kneift die Augen zusammen, zieht die Stirn in Falten und mustert Ayşe kritisch: „Aber nicht mit so einem radikalen Ganzkörperschleier, oder? Auf sowas hab ich keine Böcke. Dann geh zu Hause!“ Ihr drohender Zeigefinger unterstreicht die ferne Richtung aus der sie meint, dass Ayşe ursprünglich kommt. Ludwig Helmut ist fasziniert, wie diese rotgefärbte Assitante (Kategorie gefunden!) statt nach Osten, sehr dramatisch in nördliche Richtung rudert. Trotzdem kann er ihr die falsche Präposition nicht verzeihen. Ludwig Helmut rülpst leise - und bemüht vornehm - in seine linke Hand. Solche Sprachfehler verursachen bei ihm immer gleich Sodbrennen und lassen ihn aufstoßen. Falscher Sprachgebrauch lässt ihn regelrecht



körperlich leiden, insbesondere außerhalb von Schule. Statt böse oder verletzt zu sein, beugt Ayşe sich zu Uta und haut ihr beherzt auf die Schulter: „Ich bin ein Kölsches Mädels und daher werden wir hier rauschende Feste feiern! Also relax, Uta.“ Ludwig Helmut bewundert Ayşes Großherzigkeit.

„Alles jut, Kumpeline. Dann kommen wir klar“, stellt Uta unbeeindruckt fest. Das Wort Kumpeline verrät Ludwig, dass Uta aus der Nähe von Leipzig stammt.

Statt Uta schämt sich Ludwig Helmut. Ihm ist klar, dass Assis ein gering ausgeprägtes Schamgefühl haben - vermutlich eine Überlebensstrategie, denkt er. Außerdem hat er sich bei der gleichen rassistischen Vorstellung ertappt. Dieses Ich verachtet der ehemalige sozialistische Junglehrer in sich selbst zutiefst.

„Hey, was glotzt du so? Haste kein Zuhause für deine Augen, was.“ Mit einem billigen, pinken, neumodischen Hausanzug aus Glitzerstoff gekleidet, baut Uta sich breitbeinig vor Ludwig Helmut auf und streckt ihm die Hand entgegen: „Ich bin die Uta. Und du?“, sie mustert seine Kleidung ebenfalls, „siehst aus, als ob du dich verloben hast.“ Cindy von Marzahn, eine deutsche Stand-up-Komikerin der frühen 2000er Jahre, schleicht sich in Ludwig Helmut's Gedanken, als er Uta näher betrachtet. Sie sieht genauso aus wie die Figur der Cindy, die eine klassische arbeitslose Assitante verkörpert und richtiges Gossendeutsch spricht. Sauer stößt es ihm auf.

Eingeschüchtert und ertappt stammelt er, „Ludwig Helmut Schmidt, zu Diensten.“ Kaum sind die Worte heraus, möchte er sie wieder einfangen und verschlucken.

„Was haste denn zu bieten?“, Uta starrt kurz auf seinen Schritt und zieht eine Augenbraue hoch, als sie ihn breit angrinst. „Bist irgendwie süß. Wie die bekloppten Jugendlichen bei meiner Arbeit im Pflegeheim. Deren Augen haben och ken Zuhause. Wir sind halt alle bloß Menschen.“ Uta wischt ihre Hand mit einem Desinfektionstuch ab, bevor sie ihren Koffer wieder einfängt.

Mundtot schaut Ludwig Helmut diesem kuriosen Zweiergespann hinterher.

„Entschuldigen Sie, bitte!“ Eine tiefe weiche Basstimme schreckt Ludwig Helmut auf. „Wenn ich Sie störe. Ich suche die Information.“ Das Wort klingt französisch ausgesprochen, information. Er ist von der Modulation entzückt. Als Ludwig Helmut seinen Kopf zur Männerstimme dreht, stößt sein Ohr kurz mit den vollen dunklen Lippen des Sprechers zusammen. Der Mann steht dicht neben der Bank und beugt sich zu ihm. Ludwig Helmut

hat nicht bemerkt, dass der Mann auf ihn zugekommen ist. Er spürt den feuchten Atem und fasst sich automatisch ans Ohr.

Wieder fühlt er sich ertappt. „Ähm. Ja, ach so. Dort drüben.“, und zeigt dabei auf die große Flügeltür, „im Foyer gleich links.“ Ludwig Helmut ist nicht sicher, ob der Ausländer ihn verstanden hat. „Soll ich mitkommen?“

Der große, schöne Afrikaner lächelt ihn etwas mitleidig an und nickt: „Nach links. Dankeschön.“ Wieder treibt ihm die fremde Modulation angenehme Schauer über den Rücken. Ludwig Helmut studiert seine Kleidung: Er sieht ihr die gute Qualität an - dennoch erzählen der Kragenrand des hellblauen Hemds und die spröde Bundfalte in der beige Stoffhose, dass sie aus einer Kleiderkammer des Roten Kreuzes stammen. Bevor Ludwig Helmut antworten kann, hat der Mann bereits die altertümliche Türklinke der schweren Schlosstür in der Hand und schreitet mit einer leisen, uneitlen Selbstverständlichkeit in das Schloss.

„Ich bin Ludwig Helmut Schmidt.“, sagt er leise. Eigentlich ist er sehr froh, dass er nach dieser Peinlichkeit keine Unterhaltung mit dem Mann führen muss.

„Bei der tiefen Stimme hat der Afrikaner bestimmt keinen Prostatakrebs.“ Ludwig Helmut spürt, wie Neid in ihm empor kriecht. Die Männlichkeit seiner Stimme war der Hormonbehandlung, die ein Teil der Krebsbehandlung ist, zum Opfer gefallen. Genau wie er, als ganzer Mensch betrachtet, sich als Opfer des Prostatakrebsses fühlt. Verschämt berührt er die Stelle am Brustkorb wo seine geschwollenen und empfindlichen Brustdrüsen gerade schmerzen - ebenso ein Resultat der Hormone. Er leidet täglich an mehreren Hitzewallungen. Das erinnert ihn an die Wechseljahre bei seiner Mutter. Die Erinnerung lässt ihn schauern. Ob er noch einen hochkriegen kann, weiß Ludwig Helmut nicht. Seit Beginn der Therapie hat er nicht mehr masturbiert. Bis heute fehlt ihm hierzu der Mut.

„Der Krebs hat mein Leben verpfuscht und mich entmannt. Ich setze mich lieber unter den Baum dort drüben. Es ist ruhiger dort.“, murmelt er in seinen Bart und geht los. Diese halben Selbstgespräche bemerkt er selbst nur noch selten. Seit der Diagnose vor einem Jahr



sind sie schleichend ein Teil von ihm geworden. Er geht in Richtung einer großen Eiche, schräg vor dem Schloss, auf der Caf ewiese. Die Blicke der Anderen bohren sich in seinen R ucken. Jetzt weiß er, dass er soeben wieder laut gesprochen hat.

Um der Situation zu entkommen, holt er seine goldene Taschenuhr aus der Weste. Das Monogramm blitzt in der Sonne, als er sie aufklappt. Es f hrt Ludwig Helmut gedanklich zurück in bessere Zeiten - vor dem Krebs.

[...]

Diese Krankheit hatte ihn zwar nicht umgebracht, aber ihn sich selbst gegenüber bloßgestellt - nackt gemacht. Mit nur wenigen Sätzen des Arztes. Nicht der coole Lonesome Rider, der die Welt im Klassenzimmer rettet, war übrig geblieben, sondern der einsame, kranke, unbekannte Herr Schmidt mittleren Alters, den kaum jemand jenseits der Schulmauern kannte. Diese Bloßstellung würde Ludwig Helmut dem Krebs niemals verzeihen.

Um diesen Hass wieder loszuwerden, konzentriert er sich auf seine Umgebung. Gegenüber steht ein Pavillon mit Bänken innen und außen. Die Raucherecke erinnert ihn wehmütig an seine Schule. Er vermisst sie schmerzlich. Sie ist und bleibt seine lebenslange Muse.

Hier wird die Raucherzone Haus 3 genannt. Es gibt zwei weitere Häuser neben dem Schloss. Haus 2 ist die Bettenburg für Kassenpatienten und Haus 1 ist die Therapieeinrichtung der Rehaklinik. Das Schloss ist den Privatpatienten in den oberen zwei Stockwerken vorbehalten, während das hotel hnliche Foyer mit der Information, einem kleinen Laden, Café und Speisesaal allen Patienten zugänglich ist. Intensiv beobachtet er die Geschehnisse vor Haus 3. Er kommt sich vor wie ein englischer Stallmeister, der seinen Arbeitern bei der Pause zusieht. Er beobachtet, wie eine dicke Frau auf dem Sitz ihres Rolators neben einer Parkbank vor Haus 3 Platz nimmt. Ihre teure, wenn auch schrille Kleidung, aufwendige Frisur und Makeup verraten Ludwig Helmut Wohlstand.

„Na P ppi, wer bist du denn?“ Ein kleiner, tonnenf rmiger Mann, der aussieht, als ob er seine Kleidung entweder bei den Karl May Festspielen oder in einem Laden für Wildwest Nostalgie geklaut hätte, mustert die Dicke. Nur braune geflochtene Ledersandalen mit hochgezogenen Socken enttarnen ihn als Deutschen statt amerikanischen Cowboy. Der Möchtegern Cowboy mustert die Dame. Genau wie er selbst.

„P ppi?“, die Frau belächelt den kleinen Mann. „Sowas Erotisches habe ich ja schon lange nicht mehr gehört.“ Dabei zwinkert sie dem fast zwei Meter großen, schlanken und für seine achtzig plus sehr gut aussehenden Friesen mit Augen aus Meeresfarben zu, der neben ihr auf einer Bank sitzt und kontert:

„Ab der Mitte des Lebens nehmen solche Anzüglichkeiten leider merklich ab. Das sag ich dir, kleiner Mann.“

„Die kriege ich zuhause nur, wenn ich mit meiner Frau alte Fotos anschau,“ ergänzt der Riese, wie aus dem Off eines Theaters. Der Staub rieselt von seinen trockenen norddeutschen Worten. Ein halbes Dutzend Menschen lachen wie ein Publikum. „Ich bin Fritz Petersen aus Flensburg.“ Er reicht der Frau neben ihm die Hand. Das Leben f hrt Regie und er steht am Rand und schaut zu. Genauso liebt es Ludwig Helmut, wenn er beobachtet.

„Angenehm. Ich bin Walda Jost aus Hamburg.“ Walda und Fritz schütteln Hände.

Dabei lacht der andere kleine Mann wie eine kichernde Hy ne.

Walda wendet sich ihm zu. „Und wer bist du, kleiner Mann?“ Dabei überragt sie ihn fast sitzend. „Fühlst dich vernachlässigt. Ich weiß.“ Ihre Zähne strahlen durch teure Keramik milchzahnwei . Das tiefe Ziehen an den Vokalen und das Stolpern über den spitzen Stein beim Sprechen verraten Ludwig Schmidt, dass Walda Jost vom alten Hamburger Geldadel abstammt. Aber der Vorname, ihre schillernde Persönlichkeit und die Rohheit ihrer Worte passen nicht dazu. Einerseits verwirrt es Ludwig Helmut, andererseits fasziniert es ihn.

„Was heißt hier klein, P ppi!“ Der circa 45 jährige Mann kneift die Augen zusammen, fixiert Walda und greift sich dabei in den Schritt. Sein Kinn hebt er provozierend. Allein vom Zuschauen fällt Ludwig Helmut die Kinnlade herunter.

„Ich bin der Manni aus dem Pott. Aber alle nennen mich Cowboy.“ Dabei versucht er seine kurzen dünnen Beine durchzudrücken, um etwas gr o er zu erscheinen.

„Ach Jungchen, lass stecken!“ Gespielt empört f hrt Walda ihre reich beringte Hand an die Brust und schaut gen Himmel. „Glaub mir. Nachdem ich drei Ehemänner



und etliche Liebhaber im letzten Jahrhundert begraben musste, kann mich so leicht nichts mehr beeindrucken.“ Ludwig Helmut beugt sich vor und rutscht auf die Kante der Bank, damit er noch besser hören kann.

„Kinder, seid friedlich!“ Fritz stoppt den Schlagabtausch. „Heute ist unser erster Tag und ich glaube, dass macht uns alle ein wenig nervös. Ich habe Lungenkrebs. Wie sieht es bei euch aus?“

„Dann bist du der Lungenkrebs. Die Lunge, reicht ja auch. Wir wissen ja, warum wir alle hier sind“, sagt Walda schelmisch. Dabei beugt sie sich verschwörerisch vor: „Und ich bin der Brustkrebs, Wilde Titte oder Diabetes Titte. Denn Zucker habe ich auch.“ Ungerührt holt sie einen Keks aus dem Stoffbeutel im Rollator und beißt hinein.

Die Männer fangen an zu lachen und sie stimmt tief und derb mit ein. Walda tätschelt die schneeweiße Katze, die im Korb ihres Rollators Platz genommen hat.

„Und das hier ist Lilli. Sie ist eine der zwei hier lebenden Katzen.“ Lillis Kopf steckt währenddessen in dem Stoffbeutel im Korb und frisst etwas. Als erfahrene Schlosskatze weiß sie, dass sie bei Walda in den nächsten drei Wochen immer etwas Leckeres finden wird.

„Ich bin auch ein Lungenkrebs.“ Manni haucht die Worte so langsam, als ob er Angst vor ihnen hat.

Walda greift ihm verbal unter die Arme. „Cowboy Lunge. Dann können wir dich und Fritz unterscheiden. Versöhnlich sieht sie Manni alias Cowboy Lunge an.

„Dann haben wir ja das Wichtigste geklärt.“ Fritz erhebt sich. Dadurch löst sich diese kurze Vertrautheit, dieses ich weiß was du erlebt hast, wie Frühnebel in der Sonne auf.

Ludwig Helmut ist von der Unterhaltung gefesselt. „Ich bin dann wohl die Prostata.“, sagt er aus sicherer Entfernung zu der kleinen Gruppe vor Haus 3. Denn er weiß jetzt schon, dass er keine weiteren Berührungspunkte mit ihnen haben will.

„Ich bin demnach die Zeitbombe.“ Die Worte erscheinen direkt neben Ludwig Helmut in Form eines Fremden. Er schreckt hoch.

„Was?“, stammelt Ludwig Helmut. Er hat nicht bemerkt, dass er nicht mehr alleine unter der Eiche sitzt.

„Naja. Ich finde es lustig. Es passt hierher. Es ist gut einer traumatischen Erfahrung einen eigenen Namen zu geben.“ Der Fremde nickt zu der sich verstreuen Gruppe. „Ich heiße Friedrich Harms und bin eigentlich Pastor in Berlin.“ Nach einer kurzen Pause, als keine Reaktion von Ludwig Helmut kommt, fährt er fort: „Ich

war Pastor. Jetzt bin ich Frührentner wegen der Krankheit. Ich habe eine seltene onkologische Blutkrankheit, die das Immunsystem falsch vernetzt und das kann zum plötzlichen Tod führen.“

Ludwig Helmut schluckt heftig bei so viel ungefragter Offenbarung des jungen Mannes. Er schätzt ihn auf maximal dreißig. Worte findet er so schnell keine. Er steht förmlich auf seiner Zunge. Er wendet sich ab und wechselt das Thema.

„Schauen Sie, die Frau dort drüben.“, mit einer Handbewegung markiert er den Weg vom Parkplatz zum Schloss. „Sie geht einfach rauchend über das Gelände, obwohl über all Verbotsschilder stehen. Was macht das mit unserer Gesellschaft, wenn jeder macht, was er will?“ , ereifert er sich, um die Peinlichkeit der Situation mit einem klaren Statement zu überspielen.

„Nichts wird passieren.“, antwortet die Zeitbombe alias Friedrich alias Pastor. „Die Frau sieht müde aus. Ich glaube, sie hat die Schilder einfach nicht gesehen. Oder sind Sie Schlosswart?“ Verständnis liegt in seiner Stimme und er mustert Ludwig Helmut, alias die Prostata, aufmerksam. Dieser fühlt sich schon wieder ertappt und blickt mit roten Ohren zu Boden.

„Nein. Deutschlehrer.“ Ludwig Helmut ist so perplex und innerlich aufgewühlt, dass er die Ironie seiner Antwort zu spät merkt. Die Worte sind zu schnell von den Lippen gesprungen. Innerlich zieht er sich zusammen.

Die Frau kommt näher und Friedrich liest den Aufdruck ihres T-Shirts vor: „why drink and drive if you can smoke and fly. Das ist witzig, oder?“ Seine Modulation klingt etwas hohl und unbeholfen, als ob der Resonanzkörper zu klein ist. Ludwig Helmut schaut ihn genauer an und sieht das eingefallene Kinn.

Friedrich merkt den Blick auf seinen Mund. „Die Zähne habe ich alle durch eine Ganzkörperbestrahlung verloren. Auch meine Knochen tragen mich gerade nicht richtig. Daher die Krücken.“

„Was soll daran witzig sein für Drogen Werbung zu machen und sie zu verharmlosen?“ Ludwig Helmut kann nicht anders. Der höfliche und vornehme Lord oder Altachtundsechziger in ihm sind verschwunden und der kleingeistige Spießler in ihm hat die Unterhaltung über-



nommen. So schnell, dass er auf Mitgefühl verzichtet.

Mittlerweile ist die Frau auf Augenhöhe der beiden Männer angekommen. Der Geruch ihrer sehr kleinen dünnen Zigarette ist süßlich und viel angenehmer als Tabak. Sein olfaktorisches Gedächtnis identifiziert es sofort. Das ist Cannabis. Grass. Sprachlos stiert Ludwig Helmut die glatzköpfige Mittdreißigerin vor ihm an. Zwischen zwei Zügen stellt sie sich vor.

„Moin. Ich bin Billy Bonbon. Könnt ihr mir bitte den Weg zur Rezeption verraten?“ Als keiner der beiden Männer reagiert, ergänzt sie: „Ich bin etwas spät dran.“

„Dann würde ich Ihnen raten Ihren Joint auszumachen.“ Ludwig Helmut Schmidt der Studienrat setzt sich kerzengerade auf die Bank. Er möchte nicht ohne seine Erlaubnis geduzt werden. Am liebsten würde er ihr tatsächlich einen Tadel ausstellen.

„Glück Auf! Gehen Sie einfach dort drüben durch das Portal in das Schloss. Brauchen Sie Hilfe beim Gepäck?“ Dabei versuchte die Zeitbombe seine Krücken mit den Füßen unter der Bank verschwinden zu lassen.

Pastoren sind auch nur Männer, stellt Ludwig Helmut in Gedanken fest - er selbst versucht sich vorteilhafter hinzusetzen. Auch wenn er nicht genau weiß, warum er das möchte, ist es ihm plötzlich ein Bedürfnis ansehnlich zu wirken.

„Geht schon. Danke.“ Sie schleppt ihr Gepäck weiter.

Billy Bonbons Lächeln in ihrem schönen, nackten Gesicht entwapfnet beide Männer gleichzeitig. Unbeholfen bleiben der Pastor und der Deutschlehrer auf ihrer Bank unter der Eiche zurück.

3. Kapitel

Fritz Petersen setzt sich auf den letzten freien Platz an Tisch sieben von insgesamt zwanzig. Sitzend überragt er alle am runden Tisch, obwohl er mit zweiundachtzig der Älteste ist. Insgesamt zählt er neun weitere Männer und Frauen. Die Sitzplätze sind ihnen per Namensschild zugewiesen worden, und sie werden für die nächsten drei Wochen alle drei Mahlzeiten zu vorgegeben Zeiten am Tag gemeinsam an diesem Tisch in dem antiken, ehrwürdigen Speisesaal einnehmen. Interessiert mustert er die Runde und es ist eine Mischung aus bereits bekannten und neuen Gesichtern.

Beim Essen sind sie alle fast gleich gestellt. Nur ein Treesen im Speisesaal ist Privatpatienten wie ihm selbst vorbehalten: Dort ist alles Bio - Wurst, Käse, Obst, Salat. Nicht, dass er auf eine Sonderbehandlung Wert legt. Es

wundert ihn nur. Er nimmt sich vor, auch für die Anderen Bio auf seinem Teller durch den Speisesaal zu schmuggeln - für die Schwachen.

Dabei blickt er auf eine Frau - zwei Plätze links von ihm - die fast so groß ist wie er selbst mit seinen ein Meter und neunzig. Sie wiegt weniger als die Hälfte, schätzt er ab, obwohl er auf seinen Rippen Klavier spielen kann - zuletzt hatte er es als Junge nach dem zweiten Weltkrieg gemacht.

„Moin zusammen. Ich bin Fritz Petersen.“ Er nickt in die Frühstücksrunde.

„Gestern Abend habe ich die Mahlzeit leider verschlafen.“, fährt er fort.

„Der schöne Fritz ist an meinem Tisch. Auf meine letzten Tage meint der liebe Gott es wirklich gut mit mir.“ Walda Josts milchzahnweiße Dritten leuchten auf wie das Lächeln einer Jungfrau.

„Ach, du schon wieder, Wilde Titte.“, beschwert sich Manni Becker. Fritz sieht, dass Manni müde und leicht verkattert aus der Wäsche guckt.

„Ach, Jungchen. Die letzte Nacht war wohl etwas ausschweifend, was?“ Nebenbei schiebt Walda eine halbe Leberwurst samt zwei Brötchen in ihren Leinbeutel. Bestimmt für die Katzen, denkt Fritz.

„Dein jämmerlicher Anblick erinnert mich an meinen ersten Mann, den Juri, dieser alte übellaunige Säufer - die Sorte Mensch trägt ein Unterhemd aus Feinripp mit Bierfleck auf dem Bauch.“ Ungerührt provoziert ihn Wilde Titte weiter.

Impulsgesteuert blickt Manni kurz auf sein schmutzeliges Unterhemd. Walda blickt triumphierend in die Runde und dann zu Fritz. Seine wasserblauen Augen sehen ihr aufgewühltes Leben hinter dieser heiteren Maske.

„Ein Weib wie dich treibt jeden in den Suff.“ Geschlagen legt Manni den Kopf in seinen Händen ab.

„Und was sagst du dazu? Wie sind denn afrikanische Bräute so?“ Manni blickt auf den großen Afrikaner, ohne sich die Mühe zu geben, das Namensschild Adam Akbar zu lesen. „Erzähl doch mal, wie das bei den Negern ist.“ Keiner am Tisch scheint mehr zu atmen. Ayşe dreht sich zu Seite, als ob ihr schlecht ist. Alle starren sie irgendwo hin. Ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen, stellt



Herr Akbar seine Kaffeetasse ab und schaut Manni lange an. Dem wird langsam unwohl und er blickt verstohlen nach Unterstützung aus der Gruppe. Keiner traut sich einzugreifen.

„In Afrika ist es genauso wie in Europa. Überall gibt es Frauen, die einem den Verstand rauben.“ Dabei modelliert Adam jedes Wort einzeln.

„Sieh an, unser Quoteneger vergleicht Afrika mit Europa.“ Manni hat einen überheblichen Unterton angenommen. „Und warum bist du dann hier?“ Da kein Widerstand kommt, fühlt er sich bestätigt.

„Genau!“, pflichtet Uta ihm bei. Sie legt ihr Brötchen auf dem Teller ab und desinfiziert ihre Hände. Das macht sie nach jedem Bissen so, ist Fritz aufgefallen. „Wo warst du denn Sylvester 2015? Als in Köln hunderte deutsche Frauen von euch vergewaltigt und begrabscht wurden?“ Dabei kneift sie die Augen zusammen. Fritz überrascht es, dass sie das Jahr kennt.

Fritz räuspert sich. „Das ist falsch und unfair, Uta!“, greift er ein. Keiner springt ihm zur Seite. Ayşe und Walda studieren ihre leeren Teller. Ein Mann und eine Frau gehen wortlos. Sie lassen sogar ihre Tablett stehen.

Billy Bonbon springt ihm kurz zur Seite: „In was für einem braunen Alptraum bin ich hier gerade? Ich fasse es einfach nicht. Das ist mir zu blöd, Uta und Manni. Echt, jetzt!“ Mit diesen Worten rauscht sie samt Tablett aus dem Saal und lässt Fritz und Adam im braunen Regen stehen. Fritz erkennt ihre Erschöpfung, als sie geht.

„Was macht eigentlich ein Akbar hier?“, fragt Uta unbeeirrt in die geschrumpfte Runde. „Das ist eine deutsche Reahklinik.“ Vor seinem inneren Auge sieht Fritz Uta auf den Pegida-Demonstrationen in Leipzig.

„Um nach dem Krebs wieder fit zu werden. Wie wir alle hier, Uta!“, Adam klingt gar nicht gereizt. Fritz fällt es schwer, das Alter von Herrn Akbar zu schätzen. Das ergeht Fritz bei Menschen anderer Hautfarbe schon immer so, seine eigenen Familienmitglieder eingeschlossen. Er erkennt aber, dass Adam gebildeter und kultivierter ist als die kleine braune Prollgang am Tisch.

„Ich wurde morgens operiert.“ Adam lässt sich nicht so leicht in die Karten blicken.

Sein Deutsch ist einfach aber gut, stellt Fritz fest. Ihm gefällt, wie der selbstbewusste entspannte Mann - genau wie sein früheres Boxidol Mohammed Ali - um seine Gegner tänzelt, ohne die Deckung zu verlieren.

Die Reaktionen der Anderen sind sehr durchmischt. Hier und da sieht er stumme Zustimmung für beide Seiten. Er nimmt sich vor mit Adam Akbar ins Gespräch

zu kommen, als er sieht, wie dieser unbeeindruckt den Speisesaal verlässt. Es war wahrscheinlich nicht die erste Unterhaltung dieser Art, die Adam Akbar seit seiner Ankunft in Deutschland geführt hat, mutmaßt der große Friese.

Fritz sieht, wie der Lehrer gegenüber, der aussieht wie ein verklemmter Engländer, leicht zusammenzuckt und sich seine Wangen rötet, während er auf sein Besteck in den Händen schaut. Er ist der einzige, der das Brötchen mit Messer und Gabel isst.

„Diese alten Brötchen sind doch das Besteck nicht wert.“ Mürrisch schiebt die Frau, zwei Plätze links von Fritz, ihren Teller mit dem kaum angebissenen Brötchen von sich. Ihre weiße Bluse hängt drei Nummern zu groß an ihren Schultern herab und unterstreicht ihre Blässe. Die Tattoos auf den Armen bewegen sich, wie durch kleine Meereswellen getrieben, auf ihrer schlaffen Haut. Am Brustkorb liegt der Stoff, wie ein hängendes Segeltuch bei Flaute, flach an. Zunächst denkt Fritz, dass sie eine kleine Brust hat. Als die Bluse etwas verrutscht, sieht er eine große Narbe entlang des Oberkörpers und ein sehr großes Tattoo drum herum. Nun erkennt er, dass sie gar keine Brust mehr hat. Die große dürre Frau schätzt Fritz auf Mitte zwanzig. Sie tut ihm leid.

„Alles okay? Soll ich dir ein Glass Saft oder Milch holen?“, bietet er an. „Ich bin Fritz. Ich denke wir können uns hier alle duzen. Irgendwie sitzen wir ja alle im gleichen Boot.“

„Danke. Nein. Ich bin Candy Boden.“ Sie führt ihre Hand zum Mund.

Es wird ruhiger am Tisch. Die versammelte Aufmerksamkeit richtet sich auf Candy.

„Mir ist etwas übel. Ich gehe besser.“ Sie hat nicht mehr die Kraft zu lächeln oder zu nicken und eilt, so schnell ihr ausgemergelter Körper sie trägt, zur Damentoilette am Ende des Speisesaals.

Schweigende Blicke treffen sich und alle sagen das gleiche: „Ich kenne das.“ Andere blicken Candy mitfühlend nach „Ich bin bei dir.“ Allen ist klar, dass bei Candys Krebs etwas anders ist, obwohl sie selbst noch nicht darüber gesprochen hat. Diese Geschichte erzählen ihr Körper und ihre Tränen in den Augen, als sie das Brötchen



nicht runterkriegt. Denn eigentlich ist es richtig frisch und kross.

„Gott sei mit dir, mit uns allen.“, flüstert Friedrich Harms, alias Pastor alias Zeitbombe, hinterher. Er spricht nicht jedem an Tisch sieben aus dem Herzen. Das sieht er seiner Parkbekanntschaft, dem Studienrat, deutlich an. Dieser sagt natürlich - nichts.

„Aye Alter, was hat Gott denn mit dieser beschissenen Krankheit zu tun?“, spricht Manni, die Cowboy Lunge, in seine Hand und schüttelt den Kopf. Fritz sieht, dass Manni sehr berührt ist und es nicht zeigen kann. „Kommt Leute. Nach dem Frühstück gebe ich ein helles Blondes hinter Haus 3 aus.“ Mit diesen Worten flüchtet er, wie ein Verfolgter aus dem Saal.

[...]

Kurz vor elf geht Fritz, alias der Lungenkrebs, zu Haus 3, um vor der Sitzung noch schnell eine Zigarette zu rauchen. Es sind ungefähr ein Dutzend Männer und Frauen dort - in sehr unterschiedlichen Genesungsstadien. Einige unterhalten sich leise, andere wiederum saugen fast meditativ an ihren unterschiedlichen Suchtwerkzeugen. Er sieht Billy, Uta und Ayşe etwas abseitsstehen. Ayşe zieht an einer elektrischen Dampfzigarette und erzeugt damit eine riesige Rauchwolke, auf die jede normale Zigarette neidisch ist. Ein süßlich bis fruchtiger Geruch umhüllt die Vier. Manni steht etwas entfernt von ihnen. Er hält in jeder Hand eine Zigarette und zieht abwechselnd an ihnen.

Fritz gesellt sich dazu: „Moinsen. Seid ihr auch gleich in der Gruppe „Nicht rauchen“?“ Die Ironie tropft wie Honig von seinen Worten. „Dann lasst es euch schmecken.“ Alle nicken still, sogar Manni. Es könnte ja die Letzte sein. Dabei möchte keiner gestört werden.

Fritz sieht, dass Billy ungeniert an einem Joint zieht. Der Vormittag ist sonnig und wolkenlos. Das Schilf rauscht durch die kühle Meeresbrise, die von der Ostsee herüber weht. Billy bekommt davon Gänsehaut auf der Glatze. Unbewusst streicht sie mit ihrer schlanken Hand drüber. Er findet die Kleine irgendwie kernig. Sie hat so etwas Zähes an sich und strahlt einen bodenständigen Optimismus aus, trotz ihrer lustigen T-Shirts. Heute ziert: „Was nicht glücklich macht, kann weg“ ihre Brust.

Diese hedonistische Wahrheit kennt er aus seinem Leben. Er versteht es im Sinne des Erkennens: Was macht mich glücklich? Fritz weiß es genau: seine große Familie mit vier Kindern, zehn Enkeln und fünf Urenkeln und insbesondere Angelika. Sie sind seit über sechzig Jahren verheiratet und immer noch glücklich. Mehr braucht er

nicht. Er wünscht sich noch ein paar gute gemeinsame Jahre in Flensburg und ein paar schöne Sommer auf Föhr. Dort machen sie seit vierzig Jahren vier Wochen Urlaub mit der ganzen Familie, die mittlerweile auf drei Kontinente verstreut ist: Europa, Asien und Afrika. Wohin die Liebe seiner Kinder oder Enkel sie hingezogen hat. Also in Zeiten der globalen Migration eine ganz normale Familie. Die Nachbarn sind gar nicht begeistert davon. Hinter ihren Rücken wird viel getuschelt. Das lassen die Petersens, so gut es geht, an sich abtropfen. Fritz empfindet diese Internationalität und Mehrsprachigkeit seiner Nachkommen als Bereicherung, auch wenn er nicht mehr zu ihnen hinfliegen kann. Das Risiko einer Embolie ist zu groß geworden. Der Krebs hat die Familie zwar belastet, aber nicht umgehauen.

Fritz lächelt in sich hinein und schüttelt den Kopf. Dieses kollektive Durchziehen einer vielleicht letzten Zigarette (Joint) und Ayşes Saugen an ihrer modernen Dampfmaschine hat zunächst etwas Solidarisches. Er sieht, dass sie sich - und er sich selbst auch - fühlen, wie das Vieh auf dem Weg zur Schlachtbank. Doch das kann sich schnell ändern, und er denkt an das Frühstück.

Nach dem letzten Zug trotten sie, wie Gefangenen hintereinander, in Haus 1 zum Gruppenraum. Manni bildet das Schlusslicht. Die Sucht sind ihre und seine Fußfesseln.

Der Gruppenraum, den die Fünf betreten, hat nichts von dem hotelartigen Charme des Schlosses. Auf Fritz wirkt er nüchtern, fast steril. Seine Knochen drücken gegen den harten Stuhl. Er rutscht ein wenig hin und her, bis es etwas weniger am Steißbein schmerzt. Ein Stuhl in dem Kreis ist noch frei. Den anderen sieht er an, dass sie sich nicht richtig wohlfühlen. Manni stiert mit verschränkten Armen vor sich hin. Uta feilt sich ihre pinken Fingernägel, während Ayşe an den Nähten ihrer Jeans zupft. Billy tippt auf ihrem Smartphone herum, obwohl ein Schild am Eingang von Haus 1 diese Geräte ausdrücklich verbietet. Ihr Habitus hat dabei nichts Rebellisches oder Demonstratives an sich. Sie macht es einfach.

Wortlos warten sie auf die Psychologin, Frau Dr. Frei-



licht. Als die Tür aufgeht, lässt Billy ihr Telefon sofort in der Hosentasche verschwinden.

Frau Dr. Freilicht tritt ein und schließt leise die Tür hinter sich. Fritz sieht, dass sie die Stimmung gleich in sich aufnimmt. Entspannt und doch aufmerksam setzt sie sich auf den leeren Stuhl im Kreis. Sie hat nur einen kleinen Zettel auf dem Namen stehen, bemerkt Fritz.

[...]

Alle bis auf Manni nehmen das Material entgegen.

„Legen Sie die Sachen bitte zur Seite. Zunächst machen wir eine Entspannungsübung, in der wir uns in diese Gedanken vertiefen wollen.“ Frau Dr. Freilicht senkt langsam ihre weiche Stimme. „Bitte schließen Sie die Augen und atmen tief ein.“

Fritz sieht wie Ayşe, Uta und Billy sich sofort darauf einlassen. Er selbst ist auch bereit und schließt seine Augen ebenfalls.

„Im Pippikakaland ist es spannender als hier!“ Die Worte schrecken alle, inklusive Frau Dr. Freilicht auf. Manni verschränkt die Arme über seinem Säuferbauch und seine eindeutige Bierfahne benetzt die Luft im Stuhlkreis. Das wundert Fritz nicht. Gestern hatte er gesehen, wie Manni einen Kasten Bier in der Hecke hinter Haus 3 versteckt hatte. Dafür war er sogar verbotener Weise mit seinem Wagen auf das Gelände gefahren. Dreistigkeit siegt zwar kurzfristig, aber hilft nicht bei langfristigen Zielen, denkt Fritz. Er fragt sich, warum Manni überhaupt zur Reha gefahren ist. Er scheint kein Interesse an seiner Gesundheit zu haben.

„Herr Becker, ich kann verstehen, dass es zuerst nicht so leicht ist. Lassen Sie es uns wieder versuchen.“ Sie schaltet eine Anlage ein. „Vielleicht hilft Ihnen diese Hintergrundmusik, in die entspannte Konzentration auf sich selbst zu finden.“ Leise umhüllen Gitarre, Cello und ein dumpfer dunkler asiatischer Gong die Teilnehmer.

„Ach, quatsch. Sowas brauche ich nicht. Außerdem bin ich glücklicher Raucher und werde gezwungen an so einem Scheiß teilzunehmen.“

„Ohne Kortisoninhalation kriegen Sie nicht mehr genug Luft.“, stellt die Ärztin erstaunlich sanft fest. Frau Dr. Freilicht kennt natürlich ihre Krankengeschichten.

„Ja, und?“, faucht Manni wie ein verwundetes Tier zurück, „Was geht Sie das an?“ Damit springt er auf und flüchtet sich, wie ein bedrohter Hund, aus dem Raum. Fritz ist klar, dass er in Haus 3 Unterschlupf suchen wird.

[...]

Der Abend ist verregnet. Fritz hat sich nach und nach die Abendzigaretten abgewöhnt. Nun raucht er schon

vier Zigaretten weniger - pro Tag versteht sich. Statt vor Haus 3 vertreibt er sich die Zeit am Piano, das in einer kleinen Bar neben dem Speisesaal steht. Auch wenn es keinen Ausschank gibt, hat der Raum Clubatmosphäre. Er stellt sein Glas Wasser, neben seinen Schokoriegel auf Rezept, auf dem Piano ab und schraubt sich den Hocker auf die richtige Höhe. Nach und nach bewegt er seine leicht arthritischen Finger durch und beginnt mit ein paar leichten Aufwärmübungen.

So kann er das sporadische Verlangen nach einer Lord besser kontrollieren - denn das Klavierspielen liebt er weit aus mehr als das Rauchen. Er wundert sich, dass er diese Vorliebe vorher noch nicht für das Aufhören entdeckt und genutzt hat. Frau Dr. Freilicht ist echt gut, denkt er, und freut sich über den neuen Blickwinkel auf seine Sucht.

Er schließt die Augen und fängt mit einem seiner Lieblingsstücke an: „New York New York“ von Frank Sinatra. Nach zweiundsiebzig Jahren des Spielens braucht er keine Noten mehr.

Die Tür öffnet sich und Ludwig Helmut tritt zögerlich ein: „Darf ich?“

„Aber sicher, mein Freund. Musik ist für alle da. Warst du schon mal in New York?“, fragt Fritz höflich. Die englische Kleidung schließt es fast aus.

„Nach meinem Abschluss als Junglehrer war ich mit meiner Mutter dort.“ Ludwig Helmut taut nach einer Woche auf, findet der Friese.

„War das Ende der Achtziger?“, Fritz hat schnell gerechnet. „Das war ja eher die Zeit der großen Broadway Shows, die langsam zu uns herüberschwappten.“ Fritz spielt den Song zu Ende.

„Jawohl.“, Ludwig Helmut klingt wieder ein wenig verspannt.

„Das war die Zeit von Cats und Phantom der Oper.“, erinnert sich Fritz. „Die große Zeit von Andrew Lloyd Webber.“

Fritz fängt an, die Titelmusik Phantom der Oper zu spielen. Nach einer Weile bemerkt er, dass Ludwig Helmut leise mitsingt: „Phantom der Oper, das noch keiner sah, es lebt in mir.“ Ludwig Helmut fühlt sich ertappt, knetet seine Hände und verstummt.



„Nein, nein. Das ist gut. Sing weiter!“, versucht Fritz es. Doch Ludwig Helmut ist bereits in seinem Schneckenhaus verschwunden. Fritz spielt weiter.

„Ich erkenne dein Spiel mittlerweile schon am Anschlag. Jeden Abend beglückst du uns mit schöner Musik.“, Walda steht in der Tür und hat eine wehende, schillernde Sommerrobe an. „Lass es mal aus unserer Jugend fetzen, Fritz.“

„Glück Auf! Es ist wieder ein Abend voller Musik.“, gesellt sich Friedrich alias Zeitbombe alias Glück Auf - sein neuer Spitzname - dazu. Zufrieden und mit einer gesunden Gesichtsfarbe lehnt er seinen neuen Gehstock an die Stuhllehne.

Fritz erlaubt sich einen kleinen Scherz und spielt ein eigenes provokatives Medley aus Heintje, Heino und Udo Jürgens.

Walda lacht in sich hinein: „Naja, Heintje ist ja eher etwas für die Cowboy Lunge.“ Sie holt eine Flasche Wein samt Gläsern aus dem Korb ihres Rollators und schenkt jedem etwas ein.

„Ich verrät auch nichts!“, zwinkert sie, als sie Ludwig Helmut einen Rotwein reicht.

Dieser nimmt das Glas entgegen. „Cheers, Lady and Gentleman!“ Erstaunt über so viel Geselligkeit, stoßen die Drei mit ihm an.

„Was ist das eigentlich zwischen dir und Manni?“, fragt Fritz direkt.

Walda trinkt einen Schluck und lässt sich Zeit mit der Antwort: „Ach, der kleine Nazi. Nichts. Ich übe mich in Toleranz. Es ist bemerkenswert, wie unterschiedlich wir mit unseren Krankheiten und Lastern umgehen.“, weicht sie zunächst ein wenig aus.

Ludwig Helmut schluckt schwer. Er wird dunkelrot, als ob Walda ihn gerade bei unanständigen Gedanken erwischte hat. Mit einem alten Weser Kurier fächert er sich Luft zu, bemerkt der Spielende. Er sieht, dass Ludwig Helmut gerade eine heftige Hitzewallung hat.

„Ach, Ludwig.“, bewusst lässt sie den zweiten Vornamen weg. Zu gerne agiert sie in den Grauzonen ihrer Mitmenschen.

Fritz beobachtet die Szene und fragt sich, ob Ludwig Helmut ein heimlicher AFD Wähler ist. Er scheint nicht zu wissen, was er vom Leben noch zu erwarten hat. Auf den Friesen wirkt er einsam, fast Gott verlassen.

„Fritz und ich sind beide vor 1940 geboren. Wir waren dabei. Daher dürfen wir sowas sagen, Ludwig.“, ihre Stimme kitzelt den unsicheren Mann freundlich.

„Solange Manni sich mit seinen Sprüchen an mir abar-

beitet, ist es leichter den Schlossfrieden der sozialen und politischen Ungerechtigkeiten zu wahren. Die menschlichen Abgründe nicht zu vergessen.“ Sie tut so als fächere sie sich Luft zu. „Es macht mir auch ein ganz bisschen Spaß, wie ein Torero mit ihm zu spielen. Ohne Ehemann oder Liebhaber ist das Leben in manchen Augenblicken so trostlos geworden. Und in meinem Alter darf man in Punkto Kurschatten nicht so wählerisch sein. Ich muss ja nicht gleich mit ihm ins Bett oder einer Meinung sein. Es erheitert nur mein Gemüt.“

Ludwig Helmut stiert in seinen Rotwein.

Fritz beginnt das Vorspiel zu Hildegard Knefs: „Für mich soll's rote Rosen regnen“.

Walda strahlt. „Ich hatte wirklich achtzig gute Jahre - alles mitgenommen und erlebt. Nun sterben meine alten Wegbegleiter langsam weg, wie ein Bienenschwarm im Winter.“

Nach ein paar Takten, steigt Walda mit ihrer kräftigen geschulten Stimme ein: „Ich will alles oder nichts. Für mich soll es rote Rosen regnen und mir sollten sämtliche Wunder begegnen.“ Sie wiegt sich zur Musik und wirkt sehr zufrieden auf Fritz.

„Dann ist dein Leben sehr erfüllt.“, stellt Friedrich fest. „Das muss ein wunderbares Gefühl sein, wenn man seine Träume gelebt hat. Dafür bleibt mir wohl leider nicht genug Zeit.“ Den Kopf hat er auf der Sessellehne neben seinem neuen Gehstock abgelegt. Seine Augen sind geschlossen.

Fritz fängt kein neues Stück an, sondern klimpert leise. Er spürt, dass dieses Gespräch noch nicht zu Ende ist.

„Papperlapapp, Friedrich!“, Walda ist energisch. „Es kommt nicht auf die Länge, sondern auf die Intensität an.“

„Welche Wünsche hast du denn noch?“, steigt Fritz ein. Unbewusst klappert Friedrich mit seinem Gebiss. Walda stuppst ihn sanft an. Nach einer Zeit fängt er an von seinem Wunsch zu erzählen. Walda, Fritz und Ludwig Helmut hören gebannt zu.

„Aber ich glaube nicht, dass es möglich sein wird.“, schließt Friedrich, alias Zeitbombe.



Fritz klimpert nicht mehr. Keiner sagt etwas.

„Ach, quatsch. Natürlich kann man das hinbekommen.“

Ausgerechnet Ludwig Helmut meldet sich zu Wort. „Ich bin gut im Organisieren!“, ereifert er sich. Das Kopfnicken von Walda und Fritz gibt ihm Aufwind. „Lasst mich mal machen.“

Das Öffnen der Tür unterbricht den Plan. Gleich drei Leute drücken sich hinein.



Exposé

Haus 3

Keine Gesellschaftskritik

